



(8)

Die verbergte Stadt.

Eine heitere Spitzbüben-Geschichte von
Karl Ettlinger.

Copyright by Georg Müller
Verlag A.-G. München.

Der Maharadscha klatschte zweimal leise in die Hände und gab das Zeichen zu allgemeinem, stürmischem Beifall. Dann drückte er seine halbgerauchte Zigarette an der Logenbrüstung aus und warf den Stummel ins Parkett.

Er fiel einer Dame in den Busen aus, schnitt, die noch heute ihren Entfeln stolz von dieser Auszeichnung erzählt.

„Ob man ihr seine Visitenkarte in die Loge schiebt?“ wandte sich der Bankdirektor an den Fliegerleutnant.

„Sieber Freund, Sie wissen doch, ich interoffiere mich grundsätzl. nicht für die schwachen Stunden meiner Mitmenschen!“ gab dieser ein wenig ärgerlich zurück.

„Natürlich, Ihnen geht nur das große Flugzeug im Kopfe herum, das unser fündiger Kurdirektor ausgezeichnet hat. Sie laden schon im Geiste den ersten Preis ein. Aber können Sie doch unserinem seine Triumphe! — Ich schide ihr meine Karte. Ueber me'n Scheibuch sind schon mehr Tugenden gestolpert, als über ihre Uniform.“

„Dieser Gedanke kommt Ihnen für heute zu spät. Eben ist die Cantell: fortgegangen.“

„Jetzt schon? Merkwürdig.“

„Sie wird halt im Orpheum aufzutreten haben.“

Während auf der Bühne das Schelbener abserviert wurde und der nächtliche Burghof erklang, trat der jugendliche Liebhaber des Schauspielens vor den Vorhang, um nach einem allseitigen „Psst!“ ein Begrüßungsgebidet an den Maharadscha zu richten. Es war von der Gattin des Majors Klingenberg verfaßt, die ein Reimlexikon besaß und auch sonst eine kunstbegeisterte Dame war, und begann selbstverständlich mit den Worten:

„Aus Indiens fernen Gauen kommt zu her!“

„Ich verstehe kein Wort! Die Leute wissen doch, daß ich nur englisch spreche!“ dachte der Maharadscha. Er erschrak ordentlich, als nach Beendigung des nahezu lebenslangen Gedichts abermals „Hoch!“ gerufen wurde und die indische Nationalhymne erklingete. Jedoch zog er sich mit einer

leichten, stummen Verbeugung aus der Verlegenheit.

Er hatte offenbar bereits gelernt, daß diese leichte stumme Verbeugung in allen Situationen, in die ein Fürst geraten kann, und auf alle Ansprachen, die ihm zustosen können, die passendste Gegenäußerung ist.

Der zweite Akt stieg. Ortrud impfte Telramund mit der Nymphe des Hasses und der Nachsicht, Elsa läßt sie ahnungslos in ihre Klemmrate, und nun beginnt die herrliche Szene des Tagesanbruchs.

Die Wächter blafen vom Turm das Morgenlied, Knechte schöpfen Wasser aus dem Burgbrunnen, und immer heller, immer lechter wird die Bühne.

Aus dem Innern der Burg, aus dem Burgtor strömen Edle und Mannen, den jungen Tag zu begrüßen. Da versagte plötzlich das elektrische Licht.

Jäh wurde die Bühne stockfinster. Alle Einzellampen im Hause erloschen.

Der Bürgermeister fuhr zusammen. „Kurzschluß!“ murmelte er. „Auch das noch!“

„Gehört das dazu?“ wandte sich der Maharadscha fragend an ihn.

Die Orchestermitglieder, die keine Noten mehr sehen konnten, brachen ihr Spiel ab. Im Zuschauerraum entstand beunruhigendes Zischeln.

„Ein unvorhergesehene Störung. Hoheit,“ flüsterte der Bürgermeister bebend. „Das Spiel geht gleich weiter.“

„Schade!“ dachte der Maharadscha. „Ich dachte, es sei fertig.“

Der Stadtkommandant trat an die Logenbrüstung und rief mit seiner militärischen Stimme: „Weiben Sie ruhig auf Ihren Plätzen! Es ist nicht das Geringste passiert. Nur eine kleine Störung in der elektrischen Beleuchtung. Die Notlampen werden sofort angezündet.“

„Bravo!“ rief es hier und da im Publikum.

Aber die Unruhe wuchs von Augenblick zu Augenblick.

Die Inhaber der Eckplätze wollten das Theater verlassen. „Sitzenbleiben!“ erschollen Aufs. „Keine Aufregung! Sitzenbleiben!“

Eine Dame im Parkett bekam einen Weinkrampf.

„Gustav, kneif mich doch nicht so!“ quiekte es im Fißtelton auf der Galerie. Vereinzelt Lachen lohnte den Spafnmacher.

Der Bürgermeister war entsetzt darüber, wie wenig Rücksicht gewisse Menschen auf die Anwesenheit eines braunhäutigen Fürsten nehmen. „Es gibt keine Sitte und keine Jugend mehr!“ dachte er bekümmert.

Assessor Funke war beim Verlöschen des Lichtes sofort aus der Loge gerannt und tastete sich im Dunkeln die Treppe hinunter.

In der Eingangshalle des Theaters stand ein Telephonautomat, den suchte er.

Wäre er nur zwei Minuten länger in der Loge geblieben, so hätte er hören können, wie eine Stimme aufschrie: „Was fällt Ihnen ein? Das ist meine Uhr!“

Ein wilder Tumult folgte diesen Worten.

Aber nochmals gelang es dem energischen Stadtkommandanten, die Ruhe herzustellen. „Nehmen Sie doch Rücksicht auf den hohen Gast!“ donnerte er in die Finsternis. „Ich verbürge mich, daß die Störung in wenigen Minuten beseitigt ist, oder Sie in Ordnung bei Notlicht das Haus verlassen können!“

„Bravo!“ hieß es wieder.

Und auf der Galerie hub eine Bassstimme an: „Still ruht der See, die Vöglein schlafen.“

„Führen Sie mich zum Telephonautomaten!“ schrie Funke einen der Theaterdiener an, die mit Rollen und Lampen auf den Gängen umherliefen. Und er wies seine Polizeimarke vor.

Es dünkte ihn eine Ewigkeit, bis er endlich in der Telephonzelle stand und die Nummer 10 anrufen konnte.

„Der Kriminalpolizei.“

„Fünke hier. Ich spreche vom Kurtheater aus. Wer ist am Apparat?“

„Kommissär Sträber.“

„Schiden Sie sofort, aber sofort, alle verfügbaren Beamten hierher. Hier hat plötzlich das elektrische Licht versagt.“

„Das hat es in der ganzen Stadt, Herr Assessor. Die ganze Stadt ist stockdunkel. Ich sitze hier bei einer Tascherlampe.“

„Schweinerei, verfluchte! Haben Sie aus Elektrizitätswerk telephoniert, was da los ist?“

„Schon viermal. Aber das Werk gibt keine Antwort!“

„Das gibt's doch nicht! Schicken Sie augenblicklich fünf Mann im Auto — halt, nicht nötig: eben geht das Licht wieder an.“

„Hier auch. Soll ich die Leute noch ins Theater schicken?“

„Ja. Kann nichts schaden. Und noch etwas — hallo, sind Sie noch dort?“

„Ja wohl, Herr Assessor.“

„Es soll morgen, so früh als möglich, in allen Hotels, Fremdenheimen, Pensionen noch einem blonden Herrn gefahndet werden, der einen Foxterrier namens Ajax besitzt. Aber unauffällig! Es kann sich auch um eine Dame handeln. Haben Sie verstanden?“

„Bitte, wie heißt der Hund?“

„Ajax! Albert, Jakob, Albert, Kanthippe.“

„Ja wohl, Herr Assessor. Wird alles besorgt.“

Assessor Funke hängte den Hörer ein und schnaufte tief auf. Was das alles für Geschichten waren! Kommt man denn in diesem Satansnest gar nicht zur Ruhe?

Er wollte aus der Telephonzelle stürmen, aber das ging nicht: die Zelle war von

außen verriegelt. Der Assessor war eingeriegelt worden.

„Gefällt's Ihnen da drin?“ frag eine heitere Damenstimme. „Herr Assessor, Herr Assessor, es scheint, ich habe Sie gefangen, statt Sie mich!“

„Aufgemacht!“ kreischte der Eingesperrte. „Auf der Stelle machen Sie auf!“

Ein fröhliches Lachen antwortete ihm. „Sie werden zugeben, daß das sehr unvorsichtig von mir wäre, — nachdem Sie eben erst den Auftrag gegeben haben, alle Pensionen nach mir zu durchschnüffeln. Aber Sie können den Auftrag ruhig zurücknehmen: bis heute nachmittag wohnte ich im Fremdenheim Sanitas, jetzt hielt ich es für besser, auszuziehen. Wenn Sie jemals Ihre Memoiren schreiben sollten, dann tun Sie's unter dem Titel: Der Mann, der immer zu spät kam.“

Funke erkannte, daß er für den Augenblick machtlos war. Fluchen und Schimpfen hätte den Verbrecher nur belustigt.

So zwang er sich, dem Banditen in dessen eigenem leichten Ton zu antworten, indem er sagte:

„Es schadet nichts, wenn man zu den Proben zu spät kommt, wenn man nur bei der Hauptvorstellung rechtzeitig da ist! Und das wird der Fall sein, darauf können Sie sich verlassen! Im übrigen: weshalb machen Sie sich die Mühe, Ihre Stimme zu verstellen? Wir wissen längst, daß Sie ein Mann sind!“

„Ich möchte da Ihrer eigenen Meinungsbildung nicht vorgreifen. Halten Sie mich, für was Sie wollen. — Aber es kommt Leute, ich muß Sie leider allein lassen. Unterhalten Sie sich weiter recht gut, Herr Assessor, behalten Sie mich lieb!“

Es klopfte zum Abschied dreimal an die Zelle, dann hörte Funke, wie sich Schritte entfernten. Andere Schritte nahen. Stimmengemurmel drang zu ihm.

„Aufmachen!“ schrie er und trommelte mit beiden Fäusten wider die Wände. „Herauslassen!“

„Wer ist denn da drin?“ verlangte eine barsche Stimme zu wissen.

„Assessor Funke! Durch ein Versehen eingeriegelt worden.“

Ein kurzes Zögern, dann wurde der Riegel zurückgeschoben.

Es war Kriminalschutzmann Winkel, der ihn herausgelassen hatte.

„Danke!“ sagte Funke aufatmend. „Haben Sie den Mann oder die Dame gesehen, mit dem ich eben sprach?“

„Telephonisch?“

„Unsinn! Der hier vor der Zelle stand!“

„Nein, Herr Assessor. Wie ich kam, war niemand da.“

Funke drehte sich ärgerlich um. Er wollte sich einen Weg bahnen durch die Menge, die nun über die große Treppe aus dem Zuschauerraum quoll.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spinnen und die Fliegen.

Eine Fabel von Ludwig Anzengruber.

In einem Schloßchen, das verlassen
Und daum halb verfallen stand,
Herbergten in den öden Räumen
Viel Duzend Spinnen an der Wand.

Gesundheitshalber aber mochte
Der letzte der Insassen hier
Zerbrosch'ne Scheiben nicht vertrogen
Und sticht alle mit Papier.

Er schnitt dadurch den vier Spinnen
Der Nahrung Zufuhr gründlich ab,
Von außen kam nicht eine Fliege,
Wie es bald innen keine gab.

Die nehwedende Gemeine,
Die wußte nicht, wie ihr geschah,
Und war nach langem grimmen Fasten
Dem bittern Hungertode nah'.

Da ward für den, der Kraft noch fühlte,
Die Selbsterhaltung zum Gesetz;
Er lud den Schwächern sich zu Gasten
Und straf ihn auf im eignen Netz.

Doch als zu höchst die Not gestiegen,
Da fügte sich, daß vor dem Schloß
Ein munt'rer Knab' vorbeigezogen,
Den Langelweile just verdroß.

Er raffte Kiesel auf vom Wege
Und nahm die Fenster sich zum Ziel,
Nur wenig heile Scheiben blieben
Nach diesem ritterlichen Spiel.

Und durch die Lüden schwärmten Fliegen
In Hülle und in Fülle ein,
Die Spinnen sagten: Gottes Güte
Regierte sichtbarlich den Stein.

Sie falketen die Vorderbeine
Und dankten ihm, der alle nährt,
Und haben dann mit frommen Sinnen
Die Fliegen reinlich aufgezehrt.

Doch meinte deren Schwarm hintwieder,
Der rings betrübt vom Tod sich fand,
Die Scheibe habe ausgebrochen
Der Satan mit selbsteigner Hand.
Entging den grimmen Streichen eine,
Durch Gottes Guld hielt sie sich frei,
Und ward sie dennoch aufgefressen,
So meint sie, daß es Prüfung sei.
Das gilt von Fliegen und von Spinnen,
Die an Vernunft nicht überreich;
Doch sind wir klugen Menschen ihnen
Gottlob in keinem Punkte gleich.

Die Hofentasche meines Freundes.

Von Schwester Lydia Ruehland.

Mein Freund ist ein ausgemachter Glücksucher, aber auch ein Glücksfinder, was nicht jeder von sich sagen kann. Wer an dieser Eigenschaft zweifelt, der werfe gefälligst einen Blick in die beiden prall gefüllten Hofentaschen auf Bubis — so heißt mein kleiner Freund — Oberschenkel und er wird den regen Sammelsinn des Jungen rückhaltlos anerkennen müssen, wenn er vielleicht auch nicht begreift, wozu Bubis all die merkwürdigen Dinge braucht. Aber er braucht sie, verläßt euch drauf! Sein ernsthaftes Kindergesicht spiegelt lautere Wahrheit wieder, wenn er versichert: „das brauch ich und das brauch ich!“

Das Verständnis für Bubis Fundgrube scheint seiner Mutti zu fehlen — auch Mutti fehlt ja so manches —, denn Bubis erklärt mir: sie „haut“ mich. „Du haust mir nicht,“ sagte er und schüttel mir Herz und Hofentaschen unbedenklich aus. Nein, ich „haue“ ihn gewiß nicht! Denn ich bin ja seine Freundin. Ich kann verstehen, weshalb ein Junge immer ein Paket verknoreten Bindfadens auf sammeln muß, ich begreife, daß ein ausgeleierter Bohrer trotz abgetrochener Spitze sicher noch einen Zweck zu erfüllen imstande ist, wenn sich mit seinem Ge-

brauch eines Bubi Geduld und fester Wille verbindet.

Ein durchlöcherter Haarfes ist ebenfalls ein ganz nettes Spielzeug und am Sandhaufen immer noch verwendbar. Kläder gehören ebenfalls zum selbstverständlichen Inventar einer richtiggehenden Jungenshofentasche. Und wer zweifelt an der Tatsache, daß Kreide ein schier unerschöpfliches Vergnügen in der Hand eines geizherrscherisch noch so unbegabten Buben bedeutet? Nägel kann einer immer brauchen, wenn sie krumm sind, Kopfst Bubi sie noch krummer, damit Halen daraus werden. Eine kleine Hestpflasterbüchse enthält zwei verrostete Schreibfedern — „Aber Bubi, die kannst du doch fort tun.“ „Nunnein! die brauch ich, wenn ich mal schreiben lerne!“ „Aber sieh, der Bitrogenring — was willst du denn mit dem porzellanenen Ding?“ „Das brauch ich, da säble ich Bindriß durch.“

Unerhöplich ist der Vorrat der kleinen Hamstertaschen, auf deren Grunde es von Brotkrümeln, Kressefamentörnern und Wollfäseher nur so wimmelt und fuselt. Jetzt kommt noch ein braunes „Etwas“ zum Vorschein?? „Den hab ich in der Dachrinne gefunden!“ — „Nein, ist es möglich! ein vertrockneter Regenwurm!!! Na, damit ist doch nix mehr los, Bubi, sei geschick!“ „Doch, den heb ich mir zum Andenken auf“ — nun aber kommt das letzte, zugleich mit einer Handvoll unteifer Kastanien — nun kommt die Hauptsache, um derenwillen eine Tasche überhaupt da ist — ein merkwürdiges dunkelgraues Knäuel — das ist, nein, das soll sein, nein, das war einmal ein Taschentuch!!!

Mit der Ernstigkeit eines Geizhalses entrollte Bubi vor meinen staunenden Augen seine Schätze und packte sie, wuppisch, wieder in seiner Taschen Tiefen. Selbst auf die Gefahr hin, daß Mutti ihn „haut.“

Nun sage noch einer, daß Bubi kein Glücksfinder sei!

Ein Schreckensjahr in Marokko.

Schilderung eines Legionärs.

Im Januar 1924 verbreitete sich in Hamburg das Gerücht, daß auf dem spanischen Konsulat junge Leute für Eisenbahnbau in Spanien angeworben werden. Arbeitslosigkeit und Hunger trieben auch mich dazu, Deutschland zu verlassen, und so unterschrieb ich am 8. Januar 1924 den in deutscher Sprache abgefaßten, günstig lautenden Arbeitsvertrag. Nachdem ich die Postbehörde auf meine Anwerbung aufmerksam gemacht hatte, wurde mir ein Auslandspaß beschleunigt ausgestellt. Bisum und Fahrchein besorgte der spanische Konsul. Am 10. Januar verließ ich mit noch vierundzwanzig jungen Leuten auf dem deutschen Dampfer Cap Norte Hamburg. Am 14. Januar verließen wir im Hafen von Bilbao das Schiff. Noch einmal legte die Schiffsmusikapelle ein und spielte das schöne Abschiedslied: Ruß i denn . . . Kalte Schauer überliefen mich, war ich doch ohne Sprachkenntnisse, vollständig mittellos im Ausland. An Land empfing uns eine Militärpatrouille und führte uns in die Kaserne. Mit Fahrchein und Zehrgeld ausgerüstet, bestiegen wir noch am gleichen Tage unter Bewachung den Zug. Ueber Madrid, Cordoba ging's quer durch Spanien und wir erreichten nach dreiwöchigen Tagen die Hafenstadt Algeiras bei Gibraltar. Hier machte uns die Bevölkerung aufmerksam, daß wir nicht für Arbeitszwecke in Spanien blieben, sondern in die Legion nach Marokko gebracht würden. Daraufhin verweilten wir am 18. Januar den Weiterransport, waren aber bald machtlos, als eine starke Militärbewachung mit scharf geladenen Gewehren unter den schwersten Drohungen und Kolbenstößen uns an Bord eines spanischen Frachtschiffes brachte. Nach dreistündiger Seefahrt in Ceuta in Afrika angekommen, führte man uns in das Quartier der Legion. Nun wurden uns die Haare kurzgeschoren, wir wurden ärztlich untersucht, in die Uniform der Legio gesteckt und waren sofort unserer Zivilkleider beraubt. Die Schwerverbrechern nahm man uns Fingerabdrücke ab und photographierte uns. Als auch dies geschehen war, legte man uns den eigentlichen Legionärvertrag vor, der diesmal in spanischer Sprache abgefaßt war und auf vier Jahre lautete und zu dessen Unterschrift wir gezwungen wurden. Wer nicht unterschrieb, wurde eingesperrt, erhielt nur halbe Kost und wurde mit schweren Schlägen müde gemacht, bis er sein „Todesurteil“ unterzeichnete. Noch am 18. Januar brachte man uns auf dem zwölf Kilometer langen Weg nach Dar-Riffien. Hier befanden sich schon 150 Deutsche, die auf gleiche Weise in Hamburg angeworben worden waren. Dar-Riffien ist das Legionsausbildungslager und ist mit einer hohen Mauer umgeben. Vollständig abgeschlossen von der Außenwelt liegt es am Strande des Mitteländischen Meeres. Nun begann unsere militärische Ausbildung, die wir sehr bald begriffen; wir behielten auch bald die spanischen Kommandos, denn deutsch wurde mit uns überhaupt nicht gesprochen. Außer kleinen Zwischenfällen konnte hier keiner über die Behandlung klagen und so schrieben viele nach der Heimat, daß es ihnen gut ginge, und wir lobten vor allen Dingen die spanischen Weine. Dadurch kamen jede Woche weitere größere Transporte deutscher junger Leute nach Afrika.

Nach sechswöchiger Ausbildung wurde ich mit noch 220 Legionären in Ceuta eingeschifft und wir landeten nach sechzehn Stunden Seefahrt in Melilla. Mit Gewehr und Munition bewaffnet, wurden wir auf Lastautos in das innere Aufstandsgebiet Marokkos befördert. Wir

fuhren über hohe, kahle Berge, durch große ausgetrocknete Flußbette, und öfters kamen wir durch Gegenden, die Zeugnis ablegten, daß schon harte Kämpfe gewesen waren. Spät abends kamen wir im Legionsfeldlager Ben-Tieb an und wurden in Zelten untergebracht. Kein Offizier kümmerte sich um Ordnung und Reinlichkeit und bald waren wir verdreckt und verlaust. Nun erst lernte ich kennen, daß ich in einer Verbrecherlegion Soldat war, denn Spanier, die in ihrer Heimat wegen schwerer Verbrechen wie Raub, Mord und Totschlag zu zehn und zwanzig Jahren Kerker verurteilt werden, werden gleich vom Gericht zu vier und fünf Jahren Dienstzeit in der Fremdenlegion begnadigt. Diese Leute haben uns Deutschen das Leben erschwert, uns schikaniert, befohlen und obertreuen beschimpft. Jede Beschwerde bei den Offizieren war zwecklos, denn nur ihre eigenen Landsleute bekamen recht. Am 6. März erhielt ich meine Feuertauze. Nach kurzer Artilleriebedeckung wurde die Legion in Stellung geschickt und an diesem Tage waren viele Deutsche, die erst vor kurzer Zeit das Elternhaus verlassen hatten, um sich in Spanien eine feste Stellung zu gründen, für „Spaniens Ehre“ gefallen.

Der Araber, ein kerniger, baumhoher Naturmensch, verteidigt mit Todesverachtung seine Heimat und so erhielt die dreckige, disziplinslose Verbrecherlegion eine Niederlage nach der andern. Im Monat Mai waren wieder heisse Kämpfe und schwere Verluste zu verzeichnen und nun wurde, nachdem der Araber nicht aus seiner Stellung weichen wollte, am 8. Mai ein Befehl erlassen mit folgendem Wortlaut: „Jeder Legionär, der einen Araberkopf bringt, erhält 50 Pesetas Prämie.“ Dann begann das grausame Spiel. Die Spanier hatten nicht nur dem Feinde, sondern auch den eigenen, schwerverwundeten und toten, auf unserer Seite kämpfenden Arabern mit dem Seitengewehr die Köpfe ab und brachten sie den spanischen Offizieren. Abgehackte Köpfe wurden auf das Bajonett gespießt, höhere Offiziere haben derartige Gruppen photographiert. So haust das zivilisierte Spanien in Marokko und nennt es Kultivierung. Seit jenem Tage wurde es für uns Deutsche unerträglich. Hunderte Hilsen gingen an die deutschen Behörden. Wir schilderten darin unsere Anwerbung, Erlebnisse und Strapazen und forderten unsere Befreiung aus der spanischen Mördergrube. Aber bald mußten wir einsehen, daß uns niemand helfen konnte, und nun wurde vereinbart, den unfreiwillig eingegangenen Vertrag zu brechen und zu schieben. Noch ehe es dazu kam, hatte man Verdacht geschöpft, ließ daher alle Deutschen entwaffnen und nahm gleichzeitig 38 unserer Kameraden fest, die als Mädelshörer beschuldigt wurden. Am 23. Juli brachte man die Festgenommenen auf einem Lastauto nach Melilla, wo sie sich vor dem Kriegssgericht zu verantworten hatten. Kurz vor der Abfahrt hat noch einer der Häftlinge seine umherstehenden Kameraden um seine Wäschetasche. Drei seiner besten Freunde kehrten auch bald damit zurück. Der Wachhabende kontrolliert und findet außer Wäsche drei Handgranaten in der Tasche. Der Inhaber meldet sogleich, daß er wegen Plagmangels im Koppelzeug die empfangenen Handgranaten in der Wäschetasche aufbewahrt habe. Der Offizier schenkt ihm aber keinen Glauben, sondern vermutet, daß ein Attentat geplant war, läßt daher die drei Ahnungslosen fesseln, aus dem Lager führen und ohne Gnade niedererschießen. Die Leichen brachte man zur Schau und zum Schrek-

ten der Deutschen ins Lager zurück. Außer fünf und sechs Brandschuhwunden hatte man den Bekehrten mit dem Gewehrkolben die Schädeldeden eingeschlagen. So wurden am 23. Juni drei deutsche Jünglinge im Alter von 17, 19 und 23 Jahren, namens Hilde, Bollmann und Bornemann, menschlins und bestialisch ermordet. Auch für uns wurde die Behandlung schlechter, die Strapazen drückender, aber dennoch wurden die Zähne zusammengebissen, hofften wir doch noch immer auf den Tag der Freiheit. Im Monat August waren in ganz Marokko die Eingeborenen aufständisch geworden, die Legion wurde in Marjch gesetzt, in Melilla eingeschifft, und schon am 2. September verteidigten wir unter schweren Verlusten die hartbedrängte Stadt Tetuan. Meine bezw. die zweite Banbera wurden am 15. September in die Kampfzone Larache geschickt. Auf sechs Tage langem Marjch säuberten wir die Straße Tetuan-Tanger. Nach hartnäckigem Gefechte wurden wir am 22. September umzingelt und eingeschlossen, mußten dann im Angeltzen eine Steinmauer aufbauen und den Verteidigungslampf aufnehmen. Jetzt begann für uns ein Hungerleben. 75 Gramm Brot und eine Dose Delsardinen waren unsere Nahrung pro Kopf und Tag. Nur salziges Salpeterwasser war erreichbar und dieses zu trinken war streng verboten. Aber der Durst war so gewaltig, daß keine widerstehen konnte, und nun brachen die schwersten Krankheiten wie Ruhr, Fieber, Diphtheritis usw. aus. Kranken und Verwundeten konnte keine ärztliche Hilfe werden, und nun haben wir in Massen unsere Kameraden beerdigt. Am 26. September versuchte die spanische Führung einen Gegenstoß; er mißlang. Viele Geschütze und Maschinengewehre sowie vierhundert Mann, darunter viele Deutsche, fielen in Araberhände, von denen sie, erst aufs gräßlichste gequält, ums Leben gebracht wurden. Und an diesem Tage begann im Lager die Selbstmordepidemie vom Legionärsoldaten zweiter Klasse bis zum höchsten Offizier. Verzweiflung und Strapazen, Hunger und Durst waren die Beweggründe. Jeder sah Gespenster und fühlte sich schon in den Händen der blutgierigen Araber. Dieser Verzweiflungslampf dauerte achtundzwanzig Tage, bis endlich große Truppenmassen zusammengezogen wurden und unter großen Schwierigkeiten bis an unser Lager durchbrachen. Vierundzwanzig Stunden später begann der Rückzug. Unter Zurücklassung von unzähligen Kriegsmaterial mußten wir das Lager fluchtartig verlassen. Tote und Verwundete, Kranke und Zusammenbrechende blieben liegen und waren dann den Quäserien der Araber ausgesetzt. Die Sehnsucht, noch einmal liebe deutsche Muttererde zu sehen, trieb mich am 12. Dezember zur Flucht. Nach 44-stündigen Strapazen erreichte ich die Stadt Socolabar in Französisch-Marokko. Von den Franzosen gut aufgenommen und verpflegt, wurde ich am 5. Februar 1925 auf dem französischen Postagierdampfer Anja als Passagier in Casablanca eingeschifft und nach Marseille befördert. Am 24. Februar betrat ich wieder deutschen Boden, dem Tode entronnen, dem von 1200 verschleppten Deutschen 800 zum Opfer gefallen sind.

Otto Haentchel.

„Zu viel getrunken!“ Wie geläufig ist diese Voraussetzung der Armut gegenüber, und doch tröste „zu wenig gegessen“ weit eher das Recht.
B. v. S.
Gefährlich ist nur das unterdrückte Wort; das verachtete rächt sich, das ausgesprochene ist nie vergebens.
Börne.

Der Krieg ist eine heilsame, göttliche Einrichtung.

Ein genarter Menschenvernichter, Graf von Moltke, gab eines Tages dem Friedensbelegerten folgende seltsame Antwort: „Der Krieg ist eine heilsame göttliche Einrichtung; er erhält alle großen und edlen Gefühle bei den Menschen: die Ehre, die Uneigennützigkeit, die Tugend, den Mut, kurz, er verhindert sie, in den schrecklichsten Materialismus zu verfallen.“

Wir haben ihn gesehen, den Krieg. Wir haben gesehen, wie die Menschen zu närrischen Tieren wurden, wie sie aus Vergnügen, aus Schrecken, aus Hohn, aus Brablierei töderten. Als das Recht nicht mehr existierte, als das Gesetz tot war, als jeder Begriff der Gerechtigkeit verschwand, haben wir gesehen, wie man Unschuldige erschoss, die man auf einer StraÙe fand und die verdächtig geworden waren, weil sie Furcht hatten. Wir haben gesehen, wie Hunde, an der Tür ihrer Herren angekettet lagen, geschiet wurden, um neue Revolver zu probieren; wir haben gesehen, wie Kühe, die auf einem Felde lagen, beschossen wurden, aus Vergnügen, ohne sonstige Gründe, nur um Schüsse aus dem Gewehr abzugeben — eine lächerliche Geschichte! In ein Land einfallen, den Menschen töten, der sein Haus verteidigt, die Wohnungen der elenden Bewohner verbrennen, die kein Brot mehr haben, die Möbel zerbrechen, andere Möbel stehlen, den in den Kellern lagernden Wein austrinken, die in den Straßen angetroffenen Frauen vergewaltigen, Millionenwerte zu Staub verbrennen und Glend und Cholera hinter sich lassen, das nennt man: nicht in den schrecklichsten Materialismus verfallen!“

Maupassant.

Eine Rechenaufgabe.

Der Erfinder des Schachspiels soll ein indischer Weiser gewesen sein. Er schenkte das Spiel einem König, der sich immer langweilte, und der nun hocherfreut war, daß er eine Beschäftigung hatte. Zum Dank erlaubte er dem Weisen, einen Wunsch auszusprechen, den er, wenn es ihm möglich sei, erfüllen wollte. Der Weise sprach: „Dieses Schachbrett, o König, hat 64 Felder. Lege mir auf das erste Feld ein Reiskorn, auf das zweite zwei, auf das dritte vier und auf jedes weitere Feld das Doppelte, als jeweils auf dem vorhergehenden liegen.“ — „Wenn es weiter nichts ist,“ dachte der König und lachte über den sonderbaren Wunsch. Er befahl sofort, die nötigen Reiskörner zu bringen. Aber bald schon erkannte er, daß alle Vorräte seines Palastes, ja der Reiskorn ganz Indiens nicht ausreichte, den Wunsch des weisen Mannes zu erfüllen.

Wer's nicht glaubt, der rechne es einmal nach.

(Aus der Jugendbeilage der Monatshefte.)

Gedanken-Splitter.

Der Fuchs frist das Lamm, der Wolf das Lamm. Doch keinem von ihnen in den Sinn es kam, Erst spitzfindig zu suchen nach Gründen, Um ein Recht darauf zu finden: Es ist ja nicht von berechtigten Interessen, Ohne Moral und Christentum sie — fressen.

Die Häute der Logis schlechter Regierungen liegt in dem einen japhitischen Dilemma: Wenn das Volk unruhig ist, so ist es für die Freiheit nicht reif; wenn es ruhig ist, verlangt es nicht nach Freiheit. Macaulay.

Reisezeit



„— Sie haben das ganze Jahr fleißig gearbeitet . . . Na also, dann werde ich mich mal ordentlich erholen.“

(„Le Quotidien“, Paris).

Allerlei.

Moderne Robinsons. Wie aus Valparaiso gemeldet wird, bemerkte der Kapitän eines Segelschiffes, das durch das schlechte Wetter gezwungen war, in der Nähe der weltverlorenen Osterinsel inmitten des Stillen Ozeans Anker zu werfen, Signale, die von der Insel gegeben wurden. Er ließ daraufhin ein Boot los machen, das die Insel anließ und hier die Ueberlebenden des Schoners „Falcon“, der im Mai des Jahres 1924 bei der Osterinsel gescheitert war, antraf. Unter ihnen befand sich auch die Witwe des Kapitäns des untergegangenen Schoners, eines Deutschen namens Friede, der in einem Augenblick der Verzweiflung über das primitive Robinsonleben auf der einsamen Insel Selbstmord begangen hat. Frau Friede, eine energische Chilestin, hielt in den langen Monaten, die dann noch folgten, den Mut ihrer Gefährten aufrecht. Sie war es auch, die zum Bau eines kleinen Bootes aus den Trümmern des gescheiterten Schoners anregte, mit dem versucht werden sollte, die Insel Tahiti zu erreichen. Der gefährliche Versuch ist jetzt durch die unvermutete Befreiung der Schiffbrüchigen aus ihrer fast dreizehmonatigen Verbannung hauptsächlich geworden.

Die höchsten Bauwerke der Welt. Die „Bauwelt“, Berlin, bietet Vergleichszahlen über die Höhe der einzelnen Bauwerke und Denkmäler aus aller Welt, die die nachstehende Aufstellung ergeben: Paris, Eiffelturm 300, New York, Volksthronhaus 250, Washington, Washington-Denkmal 169,2, Philadelphia, Rathaus 167, Turin, Mole Antonelliana 164, Ulmer Münster 161, Kölner Dom 156, Hamburger Nikolikirche 145, Hamburger Michaeliskirche 143, Rom, Peterskirche 143, Straßburger Münster 142, Rigaer Petrikerche 140, Wien, St. Stephens-Dom 137, Moskau, Petrikerche 132, Hamburger Petrikerche 127,5, Lübecker Marienkirche 124, Hamburger Katharinenkirche 122, Zettiner Jakobikirche 119,2, Freiburg i. Br., Münster 116, Brüssel, Rathaus 114, Hamburger Jakobikirche 114, Lüneburger Johanneskirche 113, Berlin, Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche 113, Schleswiger Dom 112, Leipziger Rathaus 111, Londoner Paulskirche 111, Berliner Dom 110, Wiener Rathaus 107, Mailänder Dom 105, Moskauer Erlöserkirche 105, Pariser Invalidendom 105, Magd. burger Dom 103,6, Augsburger Dom 102, London, Parlament 102, Dresden, Schloßturn 101 Meter. In dieser Aufstellung sind die Junktürme nicht berücksichtigt.

Weiteres.

Die Schwiegermutter. „Denken Sie sich nur, der Arzt will mich auf drei Monate nach dem Süden schicken!“ — „Sie geh'n natürlich hin?“ — „Ich weiß nicht recht, Der Arzt ist nämlich mein Schwiegerjohn!“

Unter Eheleuten. „Nun, mein Liebling bist du jetzt fertig?“ fragt der Mann freundlich. „Frage mich doch nicht so viel“, erwidert sie unwillig. „Ich sage dir doch nun schon eine ganze Stunde, daß ich in einer Minute fertig bin.“

Recht hat er. Arzt: „Unter tausend Waf wird die Operation nicht sein; aber wenn Sie gesund werden wollen . . .“ — „Ja, ja, bei Ihnen heißt's auch: Das Geld oder das Leben.“

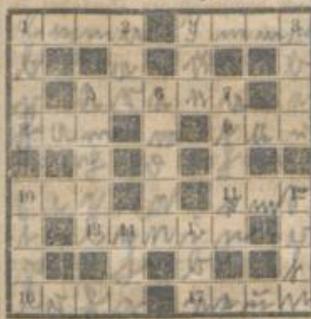
Proben. Sie saßen in der Loge, aber die quädelige Frau suchte nicht, wie sonst, mit dem Opernglas den Zuschauerraum ab. „Du hast doch dein Glas nicht vergessen?“ — „Nein, aber ich kann nicht durchsehen.“ — „Ist es denn entzwei?“ — „Nein, aber ich habe meine Armbräuter vergessen.“

Medizinisches. „Der Dr. Müller ist wirklich ein famozer Kerl und ein großer Gesellschaftler. Und wie leicht er das Leben nimmt!“ — „Ja, und auch das von den anderen.“

Ueber seine Mittel. Advokat: „Ich habe vor Gericht bewiesen, daß Sie verrückt sind, und Sie sind dank meiner Verteidigung nun ein freier Mann. Mein Honorar beträgt 5000 Dollars.“ — Klient: „Na, so verrückt bin ich nicht!“

Rätsel-Gate.

Kreuzwort-Rätsel.



Von links nach rechts:
1. weiblicher Vorname, 3. Insel, 5. Hauptplatz, 8. Stammbaum, 9. Teil des Hauses, 10. Bezeichnung für Meer, 11. Archib., 12. russischer Vornamen, 16. gemahlene Polster, 17. Babl.

Von oben nach unten:
1. Girscht, 2. Fluss in der Schweiz.

3. Nebenfluß der Donau, 4. Tier, 5. Lampe, 6. deutliche Kreuzer, 7. griechische Stadt, 10. Stadt in Thüringen, 12. Familienmitglied, 14. Baumrind, 18. arabische Zeichnung für Sohn.

Das geteilte Leid.

Der Dichter sprach zum Töchterlein: Nun sage dem Ersten das zweite Wort. Und mag's hier noch so herzlich sein, Es ist schon spät, wir müssen fort! Das Töchterlein fügte seufzend sich, Und hat nur still bei sich gemeint: Papa will fort nur sicherlich, Weil er will machen die Wörter bereit!

F	O	U	H	S	A	H	L	E
A		A	O	D				N
M		A	Z	A				T
A	M	O	R	I	M	A	D	E
B	U	L	G	A	R	I	E	N
B	R	O	T	I	R	O	S	E
A		A	I	I				M
R		N	S	G				I
I	R	A	K	T	I	G	E	L

Vorforderungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:
Kreuzworträtsel: Nebenlegend. — Anst.: Lat., St. — im Strand und im Wald: Quelle.